Birge Krondorfer | Sabine Prokop | Claudia Brunner | Dagmar Fink

Prekarität und Freiheit?

Zwischen Unterwerfung und Anrufung, Singularität und Kollektivität

Wir sind prekarisiert. Das bedeutet ein paar gute Dinge (die Akkumulierung unterschiedlichen Wissens und von verschiedenen Fähigkeiten und Kompetenzen durch eine sich ständig neu konstituierende Arbeit und Lebenserfahrung) und eine Menge negativer Dinge (Verletzlichkeit, Unsicherheit, Armut, soziale Gefährdung). Doch unsere Situationen sind so unterschiedlich, so singulär, dass es uns schwer fällt, den gemeinsamen Nenner zu finden, von dem wir ausgehen könnten, oder die eindeutigen Unterschiede, durch die wir einander bereichern könnten. Es ist schwierig für uns, uns auf der gemeinsamen Basis von Prekärität auszudrücken und zu definieren, einer Prekarität, die auf eine eindeutige kollektive Identität verzichtet, in der sie sich simplifiziert und verteidigt, die aber nach einer Form der gemeinsamen Verortung verlangt. (Precarias a la deriva 2004)

Dieses Buch ist Ausdruck unseres Verlangens nach einer Form der gemeinsamen Verortung, die unterschiedlichen existenziellen wie auch inhaltlichen Positionen und deren Übersetzungen in Textproduktionen verschiedener Arten Raum gibt - jedoch ohne diese zu homogenisieren. Zwischen der Wahl des Gegenstandes dieses Bandes und der Situation seiner Verfasser innen lässt sich eine Konvergenz feststellen. So verweist die doppelte begriffliche Wahl im Titel des Buches (Prekarität, Freiheit) nicht nur auf eine Mehrdeutigkeit des zu Thematisierenden, sondern auch auf die Zwickmühle, in der jene stecken, die zwischen freier Besonderheit und prekärer Allgemeinheit und vice versa vagabundieren. Prekarität als Zustand und Prekarisierung als Prozess beschreiben sowohl konzeptuelle wie auch lebensweltliche Terrains, die einerseits alle möglichen, mitunter sehr unterschiedlichen Felder, Berufe, Räume und Lebenswelten betreffen, während sie andererseits bis in den kleinsten Bereich vordringen. Hierfür die Worte zu finden, ohne zu vereinheitlichen oder zu vereinnahmen stellt eine Herausforderung dar: "Die Prekarisierung beharrt in der zärtlichen Leidenschaft nach der Erfindung einer gemeinsamen Sprache, die nicht nur die üblichen Verdächtigen kapieren" (Panagiotidis 2005: 14).

Auf der Suche nach dieser gemeinsamen Sprache waren wir im Verband feministischer Wissenschafter_innen jedoch (noch) nicht, als der Wunsch entstand,

eine Art Zwischenbilanzierung der über langjährigen gemeinsamen inhaltlichen Auseinandersetzungen, politischen Kämpfe und geteilten Erfahrung – teils temporär, teils kontinuierlich - zu veröffentlichen: Der Verband feministischer Wissenschafterinnen (VfW) wurde in Österreich vor mehr als zehn Jahren gegründet und hat sich seither immer wieder mit den Themen Prekarität und Freiheit beschäftigt. Diese kontinuierliche Auseinandersetzung nahmen die Herausgeber innen (bzw. ein zum damaligen Zeitpunkt teilweise anders zusammengesetztes erstes Team) zum Anlass, über ein Buch nachzudenken: ein Buch, das mit dem inhaltlichen Fokus auf Prekarität und Freiheit die Wissensproduktion freier feministischer Wissenschafter_innen im Kontext des VfW sammelt und zur Verfügung stellt und zugleich ein Stück VfW-Geschichte sichtbar macht. Diese Geschichte ist geprägt von der vielfältigen Suche nach Freiheiten, die für feministische Wissenschafter innen immer auch mit der Notwendigkeit von Begriffs- und Definitionsarbeit einhergeht, um nicht in die Fallen eben jener ideologischen Verheißungen zu tappen, von denen die zunehmende Prekarisierung von Lebens- und Arbeitsverhältnissen begleitet wird.

Im Vf W, der sich als Verein zur Förderung freier feministischer Wissenschafter_innen und feministischer Wissenschaften versteht, sind vorrangig freiberufliche feministische Wissenschafter_innen vernetzt, die nicht nur aus eigener Erfahrung wissen, was Prekarität und Prekarisierung bedeutet, sondern sich auch theoretisch und gesellschaftspolitisch damit befassen. Dies beinhaltet die Kritik an der Prekarisierung feministischer Wissenschaften und deren Akteur_innen ebenso wie genau *ihre* Perspektive auf den gesamtgesellschaftlichen Prozess eines Wandels von Lebens- und Arbeitsverhältnissen, der nicht nur als 'Verunsicherung', sondern auch als Fortsetzung, Ausweitung und schlicht Veränderung begriffen wird.

Die in diesem Buch versammelten Gedanken erscheinen in einer Zeit, in der Prekarität als Begriff nicht nur in öffentlicher Diskussion, bis hin zur modischen Vernutzung aller unbekömmlichen Befindlichkeiten, angekommen ist, sondern Prekarisierungsverhältnisse auch in wissenschaftlichen Debatten zunehmend an Präsenz gewonnen haben. Im Feld der allgemeinen Prekaritätsforschung führen die österreichischen wie generell die feministischen Beiträge jedoch ein minimalistisches Dasein. Der vermeintliche Blick vom Rand explizit feministischer Perspektiven wird hier ins Zentrum versetzt, wenn wir nach den Bedingungen und Möglichkeiten von Arbeit, Wissensinstitutionen und Selbstorganisierung fragen. Nach wie vor nicht annähernd genügend Berücksichtigung finden gerade auch die Positionen derjenigen, die mit oder ohne Papiere nicht der Mehrheitsgesellschaft angehören und folglich häufig in extrem prekären Verhältnissen leben – ein Umstand, auf den mehrere Beiträge in diesem Band hinweisen.

Da einige der Autor_innen zwar an der Schnittstelle von Organisationsanbindung und Selbstkollektivierung, die meisten jedoch abseits der 'Berufswissenschaft' und/oder in freier 'Selbständigkeit' in zum Teil völlig anderen Feldern – im Freien? – verortet sind, werden durch diese Publikation insbesondere, wenn auch nicht ausnahmslos, außeruniversitäre – 'freie'? – Reflexionen sichtbar gemacht. Reflexionen also, die in feministisch aktivistischen, künstlerischen, kulturellen, intellektuellen, wissenschaftlichen Kontexten individuell und kollektiv entstanden sind. Deren Veröffentlichung stellt ein dringliches Unternehmen dar, andernfalls verschwinden diese wertvollen Einblicke und kommt die Expertise dieser prekarisierten Denker_innen nicht zum Tragen.

Die meisten der Autor_innen (und Herausgeber_innen) sind in ihrer sozialen Lage partikulär verbunden; ihr Sprachmodus hingegen ist kein gemeinsamer: Die Texte sind teilweise deutlich unterschiedlich verfasst, was nicht nur den verschiedenen Herkunftsdisziplinen der Schreibenden geschuldet ist; sie können auch völlig divergierende Wahrnehmungsebenen psychischer, ästhetischer und ökonomischer Soziabilität ansprechen. So wechseln sich etwa soziologische Studienergebnisse ab mit poetisch-philosophischen Reflexionen, wissenschaftlich grundierte Verobjektivierungen mit Dialogen und biografischen Ansätzen.

Doch nicht nur hinsichtlich der Formen und Zugänge teilen die Texte keinen gemeinsamen Sprachmodus. Auch in Bezug auf einen geschlechterreflexiven Sprachgebrauch haben wir uns als Herausgeber_innen dazu entschieden, keine Vereinheitlichung vorzunehmen. Vielmehr haben wir die Autor_innen gebeten, jeweils in einer Fußnote zu kommentieren, für welche der vielen möglichen Formen sie sich in diesem Text entschieden haben – und warum. Damit soll auch in dieser Hinsicht Homogenisierung vermieden und Differenz ausgehalten werden. Darüber hinaus war unser Gedanke, dass diese Kommentare im günstigsten Fall eine Art Metadiskussion zu geschlechterreflexivem Sprachgebrauch – einem wichtigen feministischen Anliegen – darstellen können.

Die Beiträge des Bandes

Im *ersten Teil* werden exemplarisch gesellschaftliche Bereiche "prekärer Produktivitäten" angesprochen, die der zeitgenössischen neoliberalen Marktrhetorik von Leistungswillen, Konkurrenzbereitschaft und Selbstzuständigkeit ausgesetzt sind, und deren Konsequenzen bezüglich Arbeit, Alltag und Kulturgestaltungen beschrieben. Die Utopie, dass "das Reich der Freiheit" da begänne, "wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört" (Marx 1983: 828) erscheint – obwohl materiell und idealiter in westlichen Reich-

tumsgesellschaften möglich - in ihr Gegenteil verkehrt. Je weniger es von ihr gibt (von der kontinuierlichen und bezahlten Arbeit) desto mehr wird sie beschworen. Ubiquitärer Konsens – und verwendbar gegen Arm und Reich zugleich – ist, so Monika Mokre, dass sich Arbeit wieder lohnen müsse, wobei die Machtbeziehungen auf dem so genannten freien Arbeitsmarkt derart nicht mitbedacht werden, dass der Obszönität von hier Finanzkapitalismus und dort Hungerlöhnen bislang kaum etwas entgegensetzt wurde. Zur Frage steht, ob die Entkoppelung von Arbeit und ökonomischen Zwängen das Potenzial hat, bekannte Nicht/Anerkennungsverhältnisse zu verschieben. Zu diesen gehören, so Luzenir Caixeta, die uneingesehenen Ausbeutungsszenarien im kaum regulierten Sonderarbeitsmarkt für Migrant innen. Die Krise der Sorge- und niederen Dienstleistungssektoren in den wohlhabenden Ländern, sowie die forcierte Emanzipation von Frauen durch deren Drängung in die Erwerbsarbeit erhöht drastisch den Bedarf an rassifizierten und dadurch 'legitim' unterbezahlten und sozial entsicherten Arbeitskräften. Gegenhegemoniale Widerstandstrategien können nur von - und unsererseits mit - Migrant innen und ihren Selbstorganisationen entwickelt werden. Dazu würde auch die grundlegende Veränderung der Arbeits(auf) teilung zwischen den Geschlechtern gehören, mitsamt deren quasi naturhaft induzierten weiblichen Zuständigkeit für die Hausarbeit, die, so Frigga Haug, von der Frauenbewegung ins Zentrum der Kritik an einer scheinbar unproduktiven und damit 'wertlosen' Arbeit gerückt wurde. Die Kämpfe der Frauenbewegung um Sichtbarmachung der Frauenarbeit und die Auflösung des Familien- und Ernährermodells überkreuzten sich mit dem Einzug des Postfordismus und der damit einhergehenden, neoliberal geforderten Autonomie der Einzelnen. Eine Befreiung aus der 'Krise der Arbeitsgesellschaft' kann durch eine Neuorientierung von Tätigkeiten und gerechter Umverteilung von Arbeit gelingen. Denn der heute so gängige und sentimentale Rekurs auf 'Normalarbeitsverhältnisse' ist eine geschichtliche Ausnahmeerscheinung, und hat, so Elisabeth Mayerhofer, eher mehr als weniger nur für Männer der Mehrheitsgesellschaft gegolten. Heute ist sowohl unqualifiziertes wie auch wissenschaftliches und kreatives Arbeiten direkten Prekarisierungen unterworfen. Gerade der Kunst- und Kulturbereich, bislang auch angerufen als Feld der ökonomisch unverwertbaren Produktivität, ist nunmehr der Marktlogik unterstellt, was viele der Protagonist_innen jedoch nicht davon abhält, die freie und riskante Projektarbeit den zunehmend quälenden Fixanstellungen vorzuziehen. Kontingenz-Kompetenz, Individualisierung und Entkollektivierung durch einen deregulierten Arbeitsmarkt erschweren Bemühungen um politische Entwürfe, die die Verarmung der neuen Selbständigen strukturell verhindern können. Statt über die Installierung neuartiger sozialer

Sicherungssysteme nachzudenken, sind die Subjekte aufgerufen sich selbst als Humankapital zu reflektieren, so Beatrix Beneder, und dementsprechend in sich selbst und die Angehörigen zu investieren. Zur neoliberalistischen Lebensführung gehört ein Selbstmanagement, das in der Lage ist, Erwerbsarbeit und Reproduktion bei allen Anforderungen so harmonisch auszutarieren, dass die 'Work-Life-Balance' erhalten bleibt, denn bei Versagen verursache das Kosten für die Allgemeinheit. Das Postulat gilt auch dann der maximierenden Effizienz, wenn mütterliche Sorgearbeit wertgeschätzt wird - einstmals eine frauenbewegte Forderung – unter dem Aspekt des Interesses an der zu optimierenden Ressource Mensch, wobei humankapitalschwache und -starke Betreuungszuständige nicht nur gegeneinander ausgespielt, sondern dies persönlichen Verantwortungen angelastet wird. Ähnliche gouvernementale Selbststeuerungserwartungen gelten zunehmend für unsere letzte Lebensphase, so Irmtraud Voglmayr, deren evozierte Sozialfigur die des 'aktiven Alters' ist. Eine neoliberale Programmatik, die sich vom Sozialstaat löst, erfordert mobile und produktive Alte, auch wenn, oder weil die ökonomische Basis des 'Ruhestands' - besonders für Frauen - immer prekärer wird. Selbstführung durch ununterbrochene Aktivität, das Paradigma des erfolgreichen Alterns, wird auch durch das mediale Bild eines bis zuletzt fitten und gesunden Körpers provoziert, dessen Gebrechlichkeit und Eigenwürde kein angemessener oder gar selbstverfügter Subjektstatus zugesprochen wird. Was zu einer diesbezüglichen gegenhegemonialen Praxis (noch) fehlt, sind generationstranszendierende Verbündungen. Um Fragen nach nicht vorhandenen solidarischen Produktionsbedingungen geht es auch in dem Bereich, der das weltweit offizielle Aushängeschild österreichischer Identität ausmacht, im Kulturbetrieb. Dieser zeichnet sich, so Juliane Alton, nachweislich durch eine ungeheure Diskrepanz zwischen Gehältern in staatlichen Kulturinstitutionen (Bund, Länder, Gemeinden) und jenen in freien Kultureinrichtungen aus, sodass heute noch oder wieder von Klassendifferenzen gesprochen werden muss. Wie viel ein Mensch arbeiten kann und was sein Engagement einer Gesellschaft wert ist, müsste in einer auf sozialem Ausgleich beruhenden allgemeinen Formation ständig verhandelbar sein. Stattdessen bilden hoch subventionierte Einkommen, garniert mit lukrativen Nebentätigkeiten, einen starken Kontrast zu höchst prekarisierten Bedingungen in selbstorganisierten Kontexten und stehen zusätzlich in keinerlei Verhältnis zu demokratischen Partizipationsmöglichkeiten und Besucher_innenzahlen. Auch die Bedingungen künstlerischer Produktivität werden zunehmend prekarisiert, Honorare sind dünn gesät, Kurator innen zahlen nur noch Materialkosten und trotzdem sei es existenziell wichtig, so Uli Aigner und Jo Schmeiser in ihren Momentaufnahmen, sich Zeit- und Entscheidungssouveränität zu bewahren. Der schon immer bestehende Wunsch, sich dem üblichen Tauschverhältnis 'Arbeit versus Geld' zu entziehen, kann jedoch heute, wo dies gängige Praxis ist und dadurch Existenzsicherung grundsätzlich gefährdet, zu Gefühlen des Ausgeliefertseins führen. Auch die Entwertung der ästhetischen Produktionen durch expandierenden Bürokratismus seitens der Kulturinstitutionen sowie immer enger zugeschnittene Auftragsvergaben engen die Freiheit strukturkritischer Gestaltungen ein. Stetig offen müssen die Auseinandersetzungen darüber bleiben, wie Gemeinsamkeiten noch herstellbar sind und prekäre Positionen sich nicht als Alibi für hegemoniale Räume funktionalisieren lassen. Gemeinsamkeiten stoßen dort fundamental an eine Grenze, wo es um das Migrationsregime geht, denn, so Petja Dimitrova, auch im Kunst- und Kulturbereich ist der entscheidende Unterschied der Status der (Nicht-)Staatsbürger_innenschaft. Gelten künstlerische Lebens- und Arbeitsbedingungen mehrheitlich bekanntermaßen als prototypisch für ein Funktionieren in Prekarität, so ist die Situation für Migrant_innen und Flüchtlinge (nicht nur in diesem Feld) noch einmal verschärft. Die erforderliche Mobilität z.B. findet durch eine immer restriktivere Fremdenrechtspolitik eine buchstäbliche und faktische Limitierung, sodass von Migrationspolitik als 'Pilotprojekt' der Prekarisierung gesprochen werden kann. Migrantische und asylsuchende Studierende an den Kunstakademien thematisieren zunehmend ihre Lage und konfrontieren ihre Kolleg_innen und das Lehrpersonal mit den rassistischen Strukturen inner- und außerhalb der Universität.

Im zweiten Teil werden beispielhaft "Organisationsverhältnisse" eines Kontextes, der uns nahe liegt, der "Wissenschaft", in Bezug auf seine heikle innergesellschaftliche Situierung sowie die Auswirkungen dieser Platzierung auf die Lage der in ihm wie an dessen Rändern Beschäftigten, angesprochen. Bildung und damit Wissenschaft und ihre Institution, wie die Universität, wurden für den Markt entdeckt, was den Zwang zur ökonomischen Rentabilität und damit den Verlust von Unabhängigkeit in Forschung, Lehre und Wissenskonstitution einbrachte. Die Umstrukturierung der Universitäten "im Sinne der Akkreditierung, Evaluierung, der Leistungskontrolle, der Verschulung der Studiengänge, d.h. im Sinne der Zeitökonomisierung [...] [verunmöglicht] den Ort der Universität, das, was er ist oder sein soll, mehr und mehr" (Unbedingte Universitäten 2010: 7). Frauen* waren von diesem Ort der Verheißung von Bildung strukturell über Jahrhunderte ausgeschlossen und haben, so Michaela Ralser, bis heute eine prekäre Stellung innerhalb dieser Organisation, die um androzentrische Wissens- und Machtkomplexe zentriert ist. Eine feministische Autorität innerhalb dieser Strukturen wäre für eine veränderte Wirklichkeitswahrnehmung von Nöten, doch sind die

Stimmen kritischer Wissenschafterinnen in- und außerhalb der Wissenstürme nicht merklich präsent und bestimmen schon gar nicht öffentliche Diskurse, selbst wenn es um die Thematisierung von politisch eminent wichtigen Problemen für die Geschlechterverhältnisse geht, wie z.B. die neue Väterrechtsbewegung. Durch die chronische, auch personelle Mangelsituation in der Universität wird die Kritik an der universitären wie gesellschaftlichen Organisation zu einer Frage des Wollens und der Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit anderen als nur Organisationsinvolvierten. Diese Anderen sind nun selbst vielfach prekarisiert, wenn auch in divergierenden Maßen und Formen. Noch bis vor weniger als 15 Jahren konnten sich akademische Feministinnen mehr oder weniger kollektiv fragen, so Katharina Prinzenstein, was sie vom Zwangssystem Universität halten - eine beinah grotesk anmutende Problematisierung in heutigen Zeiten umfassender Partizipationsbestrebungen. Verändert haben sich nicht nur die damaligen Protagonistinnen, die inzwischen Mittendrin oder am Rande jobjonglierend oder dazwischen changierend ihr feministisch wissenschaftliches Dasein bewältigen. Verändert haben sich auch die strukturellen Angebote, die zwischen Ablehnung unangepassten Denkens und Bemühungen geschlechtergerechter Maßnahmen mäandern. Jede Situierung erfordert einen hohen Grad an Identifikation – als Verwaltungsangestellte, als freie Selbständige, als Arbeitslose usw. -, die jedoch flexibel bleiben muss und je verschiedene Blicke aus den sich je ändernden 'persönlichen' Lagen auf die Universität und deren Ausschlüsse, d.h. die laufende Produktion von prekarisierten Wissenschafterinnen, wirft. Wird die österreichische Version der Erodierung des Gebildes Hochschule und dessen Zertrümmerung demokratischer Verfasstheit unter die Lupe genommen, so bleibt letztlich nur ein sachlicher Sarkasmus übrig. Um hingegen als freie feministisch kreativ und wissenschaftlich Tätige in der gewählten Platzierung im Außen-Vor der Institution an existentiellen Ängsten weder zu zerbrechen noch in Zynismus zu verfallen, müssen, so Sabine Prokop, innere Hürden und äußere Fallen und umgekehrt ständig reflektiert werden, die in der Bewältigung tagtäglicher reproduktiver und erzieherischer Verpflichtungen und diskontinuierlicher Gelderwerbsmöglichkeiten liegen. Als subjektiv hilfreich und politisch sinnvoll erweist sich die Gründung von und die Anbindung an kollektive Organisationsformen, die durch das gemeinsame Tun und Denken die soziokulturelle Ordnung, wenn schon nicht überwinden, so doch im Momentum verschieben können. Die hierbei zum Gelingen benötigten und vorausgesetzten ehrenamtlichen Leistungen dominieren immer mehr die freigewählten Projekte, die, wie die Vf W-Geschichte anzeigt, in ihrem Bestehen und in ihrer Entwicklung zunehmend ein prekäres Dasein fristen, wären da nicht unermüdliche Motivationen gespeist durch wechselseitige Inspirationen. In institutionellen akademischen Zusammenhängen hingegen ist Wechselseitigkeit auf Augenhöhe eine Mangelerscheinung, die, so Michi Ebner, fehlenden bzw. hierarchisch grundierten Anerkennungsdimensionen geschuldet ist. Anerkennung ist ein Abhängigkeitsverhältnis, das Subjekt kann nur in seiner Reziprozität zu Anderen sein Selbstbewusstsein setzen und wissenschaftliche Bezugssysteme verteilen materielle wie ideelle Anerkennungen in einem komplexen Raum von Macht- und Bewertungsdynamiken. Auf- und Abwertungen von Texten hängen z.B. weniger von ihren Inhalten ab, als von den institutionellen und gesellschaftlichen Verankerungen ihrer Verfasserin. Die Positionierung entscheidet auch über finanzielle Förderungen und Akzeptanz eingereichter Projektvorhaben, sodass bereits periphere feministische Wissensexistenzen weniger aufgrund von qualitativen Kriterien prekarisiert werden, als vielmehr aufgrund von Statusnachteilen in einem Kontext, der a priori auf vertikaler Bewertung und Beurteilung basiert. Anerkennungsprozesse sind auch das A und O gelingender Bildungsvorgänge, wenn, so Birge Krondorfer, Autorität als ein positives Bindungsgeschehen betrachtet wird, und nicht als autoritäres Korsett, das die Anempfohlenen in ihrer Entfaltung einschränkt. Die gegenwärtig vorherrschende Regelung eines selbstbestimmten Bildungshandelns, im Rahmen bürokratisierter Vorgaben, entlässt die Lernenden in eine lose und entleerte Freiheit, die anfällig für Manipulationen durch Medien und selbst ernannte Führer_innenfiguren macht. Entlang des feministischen Konzepts von Bildung als Beziehungspraxis von wissens- und erfahrungsbasiert unterschiedenen Frauen fördert das autorisierte Mehr der einen die Entwicklung der anderen, wobei im Vermittlungsfeld aus u.a. postkolonialer Perspektive auch die Lehrenden sich als Lernende verstehen sollen. Für eine verantwortliche Autorität ist deren kritische Selbsterkenntnis unabdingbar, um nicht (unbewusst) in Herrschaftsallüren zu fallen, sondern Grenzen als Freiheitspotenzial zu begreifen. Frauenbildung wie auch Organisationsprozesse feministischer Wissenschaften bedürfen einer engen Verknüpfung von feministischen Theorien und Praxen, um Analysefähigkeiten gesellschaftlicher Strukturen mit Erfahrungsreflexionen in der jeweiligen Organisation verbinden zu können, so Renate Fleisch, denn Distanzierungsmöglichkeiten vom ökonomisch bedingten, täglichen Arbeitsüberdruck bieten Schutz vor falschen Anpassungen. Die Institutionalisierung von Frauenprojekten sowie die Akademisierung der Gender Studies haben den Gegenblick und das Widerspruchsbegehren auf dem Weg zu ihrer gesellschaftlichen Akkreditierung verloren. Umgekehrt wären Strategien wie Gender Mainstreaming ohne Frauen- und Geschlechterforschung nicht präsent. Doch werden viel zu wenige Austauschmöglichkeiten zwischen Wissenschafter innen und Praktiker_innen organisiert, eine Lücke, die der VfW durch die Organisierung einiger Fachtagungen sichtbar gemacht hat. Ohne selbstorganisierte feministische Diskussions- und Diskursorte besteht die Gefahr, dass die Kritik am Geschlechterverhältnis als sozialem Platzanweiser wieder zu einem Nebenschauplatz verkommt.

Im dritten Teil werden angewandte Verfahrensweisen und reflexive Diskurse aus und zu "Selbstorganisation als prekärer Kultur" angesprochen, die historisch wie prinzipiell in den Verknotungen Selbstausbeutung/Selbstbestimmung und Besonderheit/Gemeinsinn von "widersprüchlichen Freiheiten" durchzogen sind. Sie vermitteln eine Ahnung von einer nicht-souveränen Praxis ebenso wie von einer Absage an Konzepte vollkommener Alternativen, deren normativer Totalität feministische Theorien der Freiheit sich von jeher entschlagen (hätten) sollen. Eine Vorstellung von politischer Freiheit muss diese "als Praktiken des Welt-Bildens (des Gründens, Versprechens, Urteilens) im Blick behalten" (Zerilli 2010: 49), ohne sich in dem unauflösbaren Antagonismus zwischen konstituierter und konstituierender Macht zu verfangen. Ohne die Fähigkeit, Räume des Handelns und des Denkens zu erfinden und zu bewahren, "wäre die Macht, eine neue Reihe zu beginnen, für uns bedeutungslos" (ebd.). In neoliberalistischer Mentalität hingegen, wo 'Freiheit' mit Regierungshandeln identifiziert wird und zur neuen Herrschaftsform mutiert, ist auch auf Seiten der Subjekte, so Isabell Lorey, Selbstgestaltung mit Selbstregierung durch postfordistische Produktionsweisen identisch geworden. Leben und Arbeit werden verschmolzen, eine auf permanente Verfügbarkeit abzielende Flexibilität der Individuen erfordert deren ganze Persönlichkeit inklusive ihrer affektiven und kommunikativen Fähigkeiten, d.h. sie müssen sich gänzlich ausliefern, was als Mitbestimmungshandeln verkauft wird. Diese sozioökonomischen Subjektivierungsweisen gebärden sich als souveräne Unabhängigkeit, die jedoch durchwachsen ist von Prekarisierungsängsten, die zu ununterbrochener Servilität führen. Politisches gemeinsames Handeln muss nicht in heile Abstraktionen flüchten, aber ein Austreten von Vielen aus diesen Zuständen ist durch deren Organisierung mit einer Wiederkehr verbunden, die in der Lage ist, die Bedingungen zu verändern. Diese Organisierung ist mit Fragen nach Möglichkeiten und Schwierigkeiten kollektiven Handelns verbunden. Eine Kollektivkonstituierung, so das Kollektiv gender et alia, darf die Probleme von Individualität, Anerkennung von Differenzen und (ungewollter) Hierarchiebildung bei der Konstruktion eines 'Wir' nicht tabuisieren, vielmehr müssen sie kollektiv kontinuierlich reflektiert werden. Unumgängliche Machtverhältnisse sind immer wieder veränderbar, besonders wenn eigene theoretische Ansprüche, wie z.B. Hegemonie -und Repräsentationskritik, auf die konkrete gemeinsame

Praxis angewendet werden. Teil eines Kollektivs zu sein, impliziert Verantwortung für die anderen und Entlastung durch die Erfahrung ihrer Präsenz. Beteiligungsbedingungen beim gemeinsamen Handeln müssen jedoch genauso verhandelbar sein wie Anerkennungsgrenzen und Selbstdefinitionen. Das Begehren einer Alternative zur Vereinzelung ist nicht zu verwechseln mit gegenseitigen Erwartungserfüllungen, denn erst Inhomogenität garantiert das Arbeiten in und an unabgeschlossener Prozessualität. Einer jeden Finalität, einer jeden Bestimmbarkeit läge, so Esther Hutfless, eine Verfehlung zugrunde, da die Grenzen zwischen Subjekt, Arbeit und Welt immer mehr verschwimmen und das Verhältnis zwischen Freiheit, Prekarität und Gemeinschaft immer undurchschaubarer wird. Der 'alte' Begriff von Arbeit insinuierte trotz Zwang noch Identität, Sicherheit und einen Platz in der Polis, während heute Arbeit in Prekarität ein unauflösliches Konglomerat von Sklaverei und Freiheitsversprechen bedeutet. Das Subjekt wird zur/zum Produzent in ihrer/seiner selbst und damit zu einem Produkt, dem in ständiger Sorge um sich der Verlust der Welt droht. Demgegenüber steht das erlösende oder bedrohliche Ideal des Aufhörens der klassischen und religiös konnotierten Arbeit, womit ein Handeln beginnen könne, das die Welt überhaupt erst ankommen ließe: in einer Vorstellung einer (noch) undarstellbaren Gemeinschaft, die kein Heil, keine Werke, nicht den einen Sinn in Anschlag bringt, sondern die im gegenseitigen Verweisen eine - wenn auch prekäre - Freiheit der Verschiedenheiten ermöglicht. Von Freiheitsversprechen war, so Hanna Hacker, auch die gesamte Geschichte der Neuen Frauenbewegungen beseelt, so sie als Frauenbefreiungsbewegung gelesen wird. Radikale öffentliche Inszenierungen und agitatorische Medialisierungen mit ihren Symboliken des Zerstörens kennzeichneten die Aufbrüche in den 1970er Jahren. Auch die Befreiungstheoreme und -politiken waren angetrieben durch Destruktionsoptionen: In Anlehnung an die allgemein antiautoritäre Kritik der Institutionen als Apparate der Herrschaft und der Überwachung wurden Frauen als aus patriarchaler Kontrolle und Unterdrückung zu befreiende Subjekte erkannt. Ebenso war die Frauenbewegung als Befreiungskrieg gegen weltweiten Sexismus und damit angebunden an historische und aktuelle antikoloniale, antiimperialistische Revolutionen perspektiviert. Den radikalsten Schnitt setzen Wünsche nach einer Befreiung aus der Menschheitsgeschichte überhaupt, nach einer Freiheit von noch nie Gewesenem. Die frauen- und lesbenbewegten Freiheitsvorstellungen betrafen ebenso vehement die weibliche Sexualität als im Patriarchat nicht nur unterdrückte und mitsamt dem Körper kontrollierte, sondern auch als beschädigte, gar nicht vorhandene. Als Paradigma von Freiheit schlechthin galt ab den 1970er Jahren befreite Sexualität, wobei sexuelle Lust alsbald, so Karin Rick, zum Objekt obsessiver Kämpfe innerhalb der Frauenbewegung um die richtige feministische Position avancierte. Die literarische, ästhetische Affirmation erotischer, 'perverser' und pornografischer Fantasien und selbstbestimmte Sexpraktiken waren und sind ein prekäres Thema unter Frauen und in lesbischen Subkulturen, deren Geschichte durch moralische Zensur, über wechselseitige Pamphlete bis hin zu tätlichen Übergriffen markiert ist. U.v.a. folgte der PorNo-Kampagne ein empörtes Rauschen im feministischen Blätterwald und die ideologisierten Tabuzonen setzen sich heute noch fort. Tabuisiert werden aktuell auch kritische Stimmen zu den Gleichstellungsmaßnahmen, die, so Miriam Wischer, merkwürdig nicht greifen und Frauen, obwohl zur tätigen Bürger_innenschaft aufgerufen, sich mehr und mehr verunsichert denn gestärkt fühlen. Empowerment z.B., inzwischen auch in Frauenprojekten verankert, kontrastiert den Erschöpfungszustand der in den Projekten selbst Tätigen. Depression aus mangelnden Konfliktaustragungsmöglichkeiten, auch im Privaten, weil 'ja alles gerichtet sei', erhöhen Krankheiten und Vereinzelung von Frauen, die bestenfalls, wenn sie gemeinsam etwas tun, in der Welt präsent werden, wobei auch das nicht vor Abstürzen ins Bodenlose schützt. Im nach wie vor prekären Subjektstatus von Frauen existiert keine kollektive Sprache für derlei Erfahrung, denn Frauen gelten gesellschaftlich als Vemittler innen auch eines für sie wichtigen Wissens als wertlos. In dieser Verlassenheit, die nie eine gleiche ist, sich füreinander zu verantworten, wäre vielleicht eine Tür. Wie wenig Geschlechtergerechtigkeit tatsächlich vorhanden ist, zeigt sich, so Utta Isop, in der männlichen Dominanz bei repräsentativen, gut dotierten Positionen und der schlecht bzw. nicht bezahlten weiblichen Sorgearbeit. Gleichzeitig gibt es viele Entwürfe von Selbstorganisation, die das kapitalistische System subvertieren und stereotyper Arbeitsteilung durch neue Organisationsformen entgegen treten wollen. In Konzepten von Commons soll Sorgearbeit als ein Gemeingut betrachtet werden, das zentral in gesellschaftliche Produktionen verankert wird und nicht wie bisher eine unsichtbare Ökonomie darstellt. Eine weitere Vorstellung wären Rotation und Losen quer durch alle gesellschaftlichen Bereiche, weil dadurch, unabhängig von Herkunft und Geschlecht, die unterschiedlichsten Positionen wechselnd besetzt werden müssen und können. In den sich mehrenden alternativen Praxen jedoch wird deutlich wie schwierig gerade in Bezug auf die geschlechtliche Arbeitsteilung sich diese neuen Kooperationen gestalten. Auf einer positivistischen Diskursebene werden die sozialen Ungleichheiten, so Barbara Eder, überhaupt klassen- und geschlechterindifferent unter der Option der neuen Freiheiten verhandelt. Widerstandsformen der Marginalisierten werden immer schwieriger, wenn selbst auch von kritischen Stimmen die Unmöglichkeit eines Außerhalb der kapitalistischen Verwertungen konstatiert wird.

Diese totalisierende Vorstellung muss auf ihren Eurozentrismus hin befragt werden, denn inwiefern sie auch für außereuropäische widerständige Bewegungen Gültigkeit beanspruchen kann, ist noch zu wenig bedacht. In Ägypten beispielsweise ereignete sich eine Diversität an Revolten, abhängig von den jeweiligen Lokalisierungen – urban, mittelstädtisch, ländlich – der Protestierenden. Auch Frauen eroberten die Straßen und Plätze, was in den westlichen Medien erhöhtes Interesse evozierte, allerdings inbesondere dann, wenn es sich um Bilder von durch Polizeigewalt misshandelte Frauen drehte, bzw. wurden die Darstellungen mit einer westlichen Ikonografie unterlegt.

Im vierten Teil werden die Motivationen, Geschichte und Ziele des Verbands feministischer Wissenschafter_innen in Österreich angesprochen. In einer kurzen Chronik resümiert Claudia Brunner die Tätigkeiten (wissenschaftspolitische Stellungnahmen, Forschungen, Veranstaltungen) und deren Träger_innen, soweit diese namentlich rekonstruierbar waren, und stellt das ideelle und politische wie organisatorische Selbstverständnis dar. Einen Ort zu erfinden, der die Kämpfe um die Anerkennung feministischer Wissenschaften und Theoriebildung in ihrer Vielfältigkeit und gesamten Bandbreite nicht aufgibt, war und ist Anliegen dieser nach wie vor auf ehrenamtliches Engagement angewiesenen Vereinigung.

Aktuell, und deshalb hier noch erwähnt, ist eine seit beinahe einem Jahr geführte Debatte im Rahmen der Gründung des Vereins "Österreichische Gesellschaft für Geschlechterforschung/Gender Studies Association Austria (ÖGGF)". Trotz ausgiebiger Diskussionen und dem ausdrücklich artikulierten (auch ausformulierten) Anliegen des VfW, "feministische Zugänge" in den Statuten begrifflich zu verankern, soll diese Frage auf der Gründungsveranstaltung ausgeklammert und stattdessen vertagt werden. Wie diese Auseinandersetzung ausgeht, ist noch ungewiss, jedoch muss konstatiert werden, dass die Verdrängung feministischer, aber auch die Dethematisierung queerer, interkultureller, migrantischer usw. Wissensweisen, auf eine Verengung schließen lässt, die in Zeiten akklamierter Intersektionalität und Transdisziplinarität inhaltlich wie auch politisch nicht zu halten ist. Es ist bedenklich, wenn Feminismen ebenso wie Queer Studies und Postkolonialismen aus den Gender Studies ausgeklammert werden. Jede geistige Fachgesellschaft würde ihre historische Basis ebenso wie ihre Entwicklung ("Kanon der Klassiker_innen", neuere Entwicklungen) benennen - so wäre zumindest anzunehmen.

Die Vielfalt an Zugangsweisen im vorliegenden Band spiegelt jenen Zustand wider, der im Titel dieses Vorworts verdichtet ist: das Changieren der Prekarisierten zwischen gefühltem und tatsächlichem Allein- bzw. Vereinzelt-Sein mit den sich verschärfenden Rahmenbedingungen einerseits und den mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen, 'das Prekäre' durch gemeinsames Denken und Handeln zu thematisieren, zu problematisieren - und potenziell auch andere Formen dafür zu finden. Allein die Tatsache, dass der Verband feministischer Wissenschafterinnen vor dreizehn Jahren gegründet wurde und sich seitdem intensiv mit der in diesem Buch diskutierten Thematik beschäftigt, verweist darauf, dass die Autor_innen und Herausgeber_innen den mit Prekarisierungen einhergehenden Vereinzelungen nicht nur auf persönlicher, sondern auch auf theoretischer und politischer Ebene etwas entgegensetzen. Wie 'erfolgreich' diese Aktivitäten sind und angesichts sich verdichtender Krisenerscheinungen überhaupt sein können, ist damit allerdings noch nicht gesagt. Ganz konkret haben wir dies an den Rahmenbedingungen der Produktion dieses Bandes erfahren: Seit die österreichische Regierung im Winter 2011 massive Kürzungen von Grundlagenforschung umgesetzt hat, die sich u.a. in einem Kahlschlag außeruniversitärer Forschungseinrichtungen und in der weitgehenden Vernichtung freiberuflicher Wissenschaften äußert, sind Fördermittel wie z.B. Druckkostenzuschüsse kaum mehr zu bekommen. Darüber hinaus war es bei keiner Förderstelle möglich, Honorare für Autor_innen subventioniert zu bekommen, gerade so als wäre es selbstverständlich, dass wissenschaftliche Arbeit unentgeltlich zu erfolgen hat. Was dies für Wissenschaften jenseits boomender und anwendungsorientierter Forschungsfelder - wie z.B. feministischer Human-, Geistes- und Sozialwissenschaften - bedeutet, liegt auf der Hand: Prekarisierung nicht nur von Produzent innen, Strukturen und Institutionen dieser ohnehin nicht gut verankerten Zugänge, sondern letztlich auch eben jenes Wissens selbst. Noch vor fünf Jahren war es leichter, öffentliche Förderungen für ein Buch wie dieses zu erhalten. In fünf Jahren ist es vielleicht unmöglich.

Doch – wie im Titel des Vorworts ebenfalls angedeutet – ist die Achse Singularität-Kollektivität nicht die einzige, entlang derer sich Haltungen und Handlungen in Bezug auf Prekarität entwickeln. Sie wird von einer zweiten Achse gekreuzt, deren idealtypisch zugespitzte Enden – Anrufung einerseits und Unterwerfung andererseits – nicht minder herausfordernd sind. Wissenschaftliche Freiheit und die selbstbestimmte Gestaltung von Arbeits- und Lebenszusammenhängen sind unverzichtbare Voraussetzungen, wenn es darum geht, feministisch Wissenschaft zu betreiben. Der Preis für diese Freiheit steigt jedoch rasant, und nicht jede kann oder will sich langfristig leisten, ihn im wahrsten Sinne des Wortes zu bezahlen.

Gleichzeitig fördert gerade die Reflexion der Anrufungen und Unterwerfungen das verstärkte Nachdenken darüber, inwieweit wir an den Verhältnissen,

die wir kritisieren, beteiligt sind und diese reproduzieren. Das zunehmende Realisieren, dass diese Verhältnisse für uns so nicht länger tragbar sind, braucht den Austausch über die Frage, wie wir eigentlich arbeiten und leben wollen und was uns nicht nur vorstellbar, sondern auch realisierbar erscheint. Mit anderen Worten: Es haben Themenstellungen, wie alternative Selbstorganisationen – feministisch, queere, inklusive – und deren Formen der Wissensproduktion derzeit wieder Auftrieb.

Literatur

- Marx, Karl ([1894] 1983). Das Kapital. Dritter Band. MEW, Bd. 25. Berlin: Dietz Verlag. http://www.mlwerke.de/me/me25/me25_000.htm
- Panagiotidis, Efthimia (2005). "DenkerInnenzelle X. Prekarisierung, Mobilität, Exodus". In: *arranca. Zeitschrift für eine linke Strömung* Nr. 32, 12-14
- Precarias a la deriva; dt.: Kaufmann, Therese (2004). "Streifzüge durch die Kreisläufe feminisierter prekärer Arbeit". http://eipcp.net/transversal/0704/precarias1/de; 31.10.2012
- Unbedingte Universitäten (Hg.) (2010). Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee. Zürich: diaphanes
- Zerilli, Linda M.G.; dt. Engels, Bettina ([2005] 2010). Feminismus und der Abgrund der Freiheit. Wien, Berlin: Turia+ Kant

Dagmar Fink, Literatur- und KulturwissenschafterIn. Arbeitsschwerpunkte: antiidentitäre Repräsentationskritik, queere Weiblichkeiten, Cyborg-Konzepte, Populärkulturen, Technowissenschaften. Lehrbeauftragte an diversen Hochschulen im Rahmen der Gender Studies.

Birge Krondorfer, Politische Philosophin und feministische Aktivistin. 'Freie' Lehrende an inter/nationalen Universitäten, ehrenamtlich tätig in der Bildungsstätte Frauenhetz/Wien und im VfW, zertifiziert in Groupworking, Supervision, Mediation, Interkulturelles Training.

Sabine Prokop, Promovierte, feministische Kultur-, Medien- und Kommunikationswissenschafterin, Künstlerin, Universitätslektorin an verschiedenen Universitäten. Projektleitungen im Bereich Mädchen/Frauen und Technik sowie gendersensible Didaktik. Systemische Organisationsberaterin, Wissenschaftscoach. Obfrau des Verbands feministischer Wissenschafterinnen.

Claudia Brunner, Feministische Sozialwissenschafterin, derzeit Universitätsassistentin am Zentrum für Friedensforschung und Friedenspädagogik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Dagmar Fink / Birge Krondorfer / Sabine Prokop / Claudia Brunner (Hrsg.)

Prekarität und Freiheit?

Feministische Wissenschaft, Kulturkritik und Selbstorganisation

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Gefördert von

BM.W_Fª





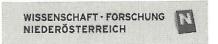




BUNDESMINISTERIN FÜR FRAUEN UND ÖFFENTLICHEN DIENST







Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

1. Auflage Münster 2013 © 2013 Verlag Westfälisches Dampfboot Alle Rechte vorbehalten Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier ISBN 978-3-89691-929-8

Inhalt

Birge Krondorfer / Sabine Prokop / Claudia Brunner / Dagmar Fink Zwischen Unterwerfung und Anrufung, Singularität und Kollektivität	9
Teil 1: Prekäre Produktivitäten: Bedingungen und Entgrenzungen	
<i>Monika Mokre</i> Muss sich Arbeit lohnen? Bedingungsloses Grundeinkommen als Voraussetzung eines gerechteren Arbeitsmarkts	25
<i>Luzenir Caixeta</i> Prekarität, Care-Krise, transnationale Arrangements und die Rolle von Migrant_innen	34
<i>Frigga Haug</i> Die Prekarität ist von Natur aus weiblich. Überlegungen zum Verhältnis von Produktionsweise, Geschlechterverhältnissen und dem großen Magen des Neoliberalismus	46
<i>Elisabeth Mayerhofer</i> Selbstständigkeit jenseits der Prekarität Kulturberufe, Strukturwandel und Pauperisierung	56
<i>Beatrix Beneder</i> Work-Life-Balance – Süßes Versprechen im Dienste des Humankapitals	65
<i>Irmtraud Voglmayr</i> Späte Freiheit? Zum Verhältnis von Altern, Prekarität und Aktivität	75
<i>Juliane Alton</i> Kulturarbeit in Österreich Eine Klassengesellschaft	83
<i>Uli Aigner und Jo Schmeiser</i> Als hätte ich nie gelernt, zu arbeiten. Als hätte ich gelernt, nie zu arbeiten. Ein Metalog	91

Petja Dimitrova	
'Freiheit' und Prekarität. Oder wie lebt und arbeitet das 'künstlerisch-kreative' Subjekt als "Nicht-StaatsbürgerInnen"?	102
kunstiensen-kreative Subjekt als "Miche-Staatsburgerinnen".	102
Teil 2: Prekäre Lagen und Kritiken:	
Organisationsverhältnisse von Wissenschaft	
Michaela Ralser	
Homo.academica. Die seltene weibliche Stimme in	
gegenwärtigen Hochschullandschaften	111
Katharina Prinzenstein	
Zwischenhin	101
Prekaritäten feministischer Wissenschaftlichkeit in Österreich	121
Daten und Fakten zum Universitätsabbau	
Zusammengestellt von <i>Katharina Prinzenstein</i>	132
Sabine Prokop	
Zwischen Inspiration und Transpiration	
Nachrichten aus der freien, kreativen, wissenschaftlichen Existenz	139
Michi Ebner	
Die Verhältnisse der Anerkennung	149
Birge Krondorfer Bildung als Praxis der Beziehung. Notizen über Autorität und Freiheit	159
Renate Fleisch Über die unerlässliche Verbindung von	
feministischer Theorie mit feministischer Praxis	169
T 12 C II	
Teil 3: Selbstorganisation als prekäre Kultur Widersprüchliche Freiheiten	
Isabell Lorey	
Virtuosität und neoliberale Öffentlichkeit	181
Dagmar Fink / Susanne Lummerding / Katja Wiederspahn: gender et alia	
Kollektiv wie auch kollektive Praxis im kollektiven	
Arbeiten kontinuierlich neu re-artikulieren: eine Herausforderung	190

Esther Hutfless Der unterbrochene Mythos Prekarität und Freiheit zwischen Selbst-Organisation und Gemeinschaft	200
Hanna Hacker "Frauen, zerreißt eure Ketten": Feminismus als Befreiungsbewegung in den 1970ern	209
Karin Rick Sex in der Schrift – ein Minenfeld Eine Revue frauenbewegter Kämpfe um Freiheiten der Lust	222
Miriam Wischer Kollektiv zwischen Schöpfung und Erschöpfung Frauen gemeinsam sind stark, aber was stärkt Frauen?	232
Utta Isop Praktiken der Selbstorganisation Losdemokratie, Rotationsprinzip und Sorgearbeit	242
Barbara Eder Frühlingserwachen im 'Hinterland der Revolution'? Prekarität, Multitude und die Darstellung des Widerstandes von Frauen im Kontext der arabischen Revolten	252
Teil 4: Eine prekäre freie Geschichte	
Claudia Brunner Aller guten Dinge sind dreizehn: Der Verband feministischer Wissenschafterinnen	265
Autor_innen	276